

Ludwig Winder

Die November wolke





Ludwig Winder:

Die Novemberwolke. Mit Nachwort hg. von Dieter Sudhoff

1. Auflage 1996 | 2. unveränd. Auflage 2012

ISBN: 978-3-86815-604-1

© IGEL Verlag *Literatur & Wissenschaft*, Hamburg, 2012

Umschlagbild: Egon Schiele

Alle Rechte vorbehalten.

www.igelverlag.com

Igel Verlag Literatur & Wissenschaft ist ein Imprint der Diplomica Verlag GmbH

Hermannstal 119 k, 22119 Hamburg

Printed in Germany

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diesen Titel in der Deutschen Nationalbibliografie.

Bibliografische Daten sind unter <http://dnb.d-nb.de> verfügbar.

INHALT

Die Novemberwolke	9
Anhang.....	160
Zwischen Prag und London.....	160
In einer Novembernacht	184
Textnachweise	197
Nachwort.....	198

I.

Es dunkelte, der Abend nahte. Was hier erzählt wird, geschah im Jahre 1940. Es geschah im November, es geschah in London, zweieinhalb Monate nach dem Beginn der deutschen Fliegerangriffe. Vor zweieinhalb Monaten hatten die deutschen Flieger begonnen, Tag für Tag und Nacht für Nacht London zu bombardieren. Kein Haus in London war sicher, daß es morgen noch stehen werde. Kein Mensch in London war sicher, daß er morgen noch leben werde. Aber die Straßen waren ruhig, solange keine Bombe sie aufriß, und ruhig waren die Menschen.

Die Straße, in der das Haus stand, von dem hier erzählt werden soll, war eine der ruhigsten in einem östlichen Stadtteil. Es war keine vornehme Straße, es war kein vornehmer Stadtteil. Wer hier wohnte, stand zeitig auf und fuhr zeitig in die Fabrik oder dem Arbeitsplatz in einem Geschäftsviertel zu. Aber der irrsinnige Tumult und der Gestank, der viele Straßen und Gassen der Besitzlosen in den Großstädten erfüllt, waren dieser Straße unbekannt. Sie war immer still gewesen, sie war seit dem Beginn der Fliegerangriffe noch stiller. Kein Kind spielte auf der dunkelnden Straße. Die heimkehrenden Männer und Frauen eilten nicht, gelassen strebten sie ihrem Haustor zu. An allen Fenstern wurden die Vorhänge zugezogen. Die Straße wurde vorbildlich gewissenhaft verdunkelt. In diesem östlichen Viertel der riesigen Stadt, das nicht sehr weit von der Themse entfernt war, erlaubte niemand einem Lichtschein, auf die Straße zu dringen.

Rena Smith öffnete das Haustor und stellte sich auf die Straße. Jack mußte gleich kommen. Er kam jetzt immer bei Anbruch der Dunkelheit heim, wenn er nicht Nachtschicht hatte. In der vergangenen Woche hatte er Nachtschicht gehabt, in dieser Woche hatte er Tagschicht. In dieser Woche durfte er zuhause schlafen. Fein, daß er Tagschicht hat, dachte Rena, fein, daß er heute zuhause schläft. Komm schon, dachte sie, weißt du nicht, wie ungeduldig ich dich erwarte?

Das letzte Licht erlosch in dem gegenüber liegenden Haus. Ungeheuer wuchs die Dunkelheit. Jetzt wurde die Stadt finster wie ein finsterer Wald. Jetzt wird es hier still wie in einem stillen, finsternen

Wald, dachte Rena. Der Tag war ruhig gewesen, einer der wenigen ruhigen Tage, die es in den letzten zweieinhalb Monaten in London gegeben hatte. Um neun Uhr morgens und um halb zwölf hatten die Hausbewohner Fliegeralarm gehört, seither keinen mehr. Einen Abend ohne Bomben konnte Rena sich nicht mehr vorstellen. Sie wußte, daß der Fliegeralarm spätestens in einer halben Stunde ertönen werde, aber sie dachte nicht an die Bomben, sie dachte: Sollen wir noch ein Weilchen spazierengehen? Oder ins Kino? Ich möchte gern. Warum kommt er noch nicht?

Aber jetzt – flammte nicht hoch über dem Häusermeer ein Licht auf? Eine Sekunde später war es nicht mehr sichtbar. Rena glaubte, einen der künstlichen Blitze gesehen zu haben, die abends und nachts die Luft zu durchrasen pflegten. Aber vielleicht war es nur ein großer Stern gewesen, der aufgetaucht und jäh verschwunden war. Der Himmel war wolken schwer, die Wolken des Novemberabends trieben schwere Schwaden der Finsternis zu Boden. Es wurde Nacht.

Kaum zehn Minuten hatte Rena vor dem Haustor gewartet, und schon hatte das Dunkel alles verschluckt, die Häuser und den Himmel. In diesen zehn Minuten waren nur wenige Menschen vorübergegangen. Der graubärtige Emigrant, der mit seiner Tochter bei Mr. Pattinson wohnte, war vor einigen Minuten heimgekehrt. Jetzt wurde das Radio des Mr. Pattinson schwach vernehmbar; Mr. Pattinson saß wahrscheinlich mit dem graubärtigen Emigranten am Radio, sie hörten die neuesten Nachrichten. Auch das Radio der Mrs. Wilson wurde hörbar, es übertönte das andere Radio, es übertrug ein Musikstück. Jetzt näherte sich ein Mann, der eine brennende Taschenlampe trug. Vielleicht war es Jack. Wenn er es nicht ist, kehre ich ins Haus zurück und höre mir die Nachrichten an, es ist kalt, dachte Rena.

Es waren schwere Tritte, es war ein schwerer Mann, der sich näherte, es war Jack, Rena erkannte jetzt seinen Schritt. Jack bewegte sich wie ein wandelnder Berg. Das ganze Zimmer schien immer zu zittern, wenn er auftrat. Rena tastete sich durch die Finsternis und rief ihn. Er beschleunigte den Schritt und schwang grüßend die Taschenlampe; er vergaß, daß es streng vorgeschrieben war, den Lichtstrahl bodenwärts zu dirigieren. "Lösch die Lampe aus", rief Rena. Er gehorchte, ertastete die jetzt regungslos wartende Gestalt und beugte sich zu ihr nieder. Er küßte Renas Mund. Sie sagte: "So

spät." Sie gingen Arm in Arm nach Hause. Sie sagte: "Du darfst nicht die Taschenlampe schwenken, merk dir das endlich. Jeden Tag machst du das. Wenn der Warden dich sieht... Man bestraft jetzt sehr streng solchen Leichtsinn." – "Schon gut", sagte er, "schimpf nicht mehr. Mach dir keine Sorgen." – "Wollen wir noch etwas anfangen? Eine Viertelstunde spazierengehen?" fragte sie. "Ich denke, wir sollten zuerst essen", sagte er.

Er entzündete nicht mehr die Taschenlampe, es unterhielt die beiden, in der undurchdringlichen Finsternis das Haus und das Haustor zu suchen. Im Gehen berührte er Renas hoch gewölbten Bauch und lachte. "Dicker kann er nicht mehr werden", lachte er; "wenns noch lang dauert, wird dir das Haustor zu schmal." – "Noch vierzehn Tage, denk ich", sagte sie und blieb stehen. Sie umschlang den grinsenden Riesen und sagte: "Wenn ichs nur schon hinter mir hätte." – "Mach dir keine Sorgen", sagte er, "eine gesunde Frau braucht keine Angst zu haben." Sie blieben noch minutenlang stehen. Ein Radfahrer, dessen umhüllte Laterne einen schwachen Lichtschein warf, fuhr langsam vorbei. Die Radioapparate waren nicht mehr hörbar.

Plötzlich heulte eine warnende Sirene auf. Sie war ganz nah, am Ende der Straße. Das langgedehnte Crescendo, der wütende, warnende Aufschrei eines angefallenen, um seine Kinder bangenden riesigen Tiers, gellte durch die Finsternis, dann fiel der unheimlich wehklagende Ton und stieg wieder auf, eine zweite, dritte, vierte Sirene begann zu heulen, von allen Seiten kam das Geheul, gleichzeitig erscholl das Geknall und Gedonner der Abwehrgeschütze.

"Es geht los", sagte Jack.

Er blickte zum Himmel auf und lauschte dem Gedröhn der jetzt hörbar werdenden Flugzeuge, die über den Häusern der nächsten Straße flogen und sich themsewärts entfernten. "Das sind unsre", stellte er fest. "Die deutschen Maschinen keuchen; unsre haben einen ganz andern Ton." Eine Bombe fiel, die Erde erbebt. "Komm", sagte Jack, "das war eine ganz schwere. Aber weit weg. Mindestens drei oder vier Meilen." Sie gingen langsam. Rena sagte: "Mrs. Wahle wird dir immer das Essen vorbereiten, wenn ich nach der Entbindung nicht zuhause sein kann." – "Ist recht", sagte Jack, "mach dir keine Sorgen. Du wirst höchstens drei, vier Tage im Krankenhaus sein. Mrs. Wahle ist eine brave Person, sie wird dir in

allem helfen. Um mich braucht sie sich nicht zu kümmern, den Tee koch ich mir selber. Sind Mr. und Mrs. Wahle zuhause?"

"Ja."

"Gut. Ist recht."

Wie befriedigt er das sagte: "Gut. Ist recht." Beinahe freudig. Es verdroß Rena, daß er es so befriedigt, beinahe freudig, sagte. Mr. und Mrs. Wahle waren ordentliche Leute, aber sie waren Fremde, Emigranten, und es schien der jungen Frau, daß er diesen aus einem unbekannten Land gekommenen fremden Menschen ungebührlich große Aufmerksamkeit schenkte. Man hatte nicht mehr sein Heim wie früher, seit diese Ausländer sich eingemietet hatten. Man war nicht mehr allein, man konnte nicht mehr allein sein, immer waren sie in der Wohnung. Ihn störte es nicht, ihn verdroß es nicht, und er lachte sie aus, daß es sie störte und verdroß. Vielleicht langweilte es ihn, mit ihr allein zu sein. Nein, dieser Verdacht war ungerecht. Aber trotzdem – es war ihr nicht recht, daß er seine ganze freie Zeit in der Gesellschaft dieser Fremden verbrachte.

"Wir sind schon vorbei", lachte Jack. "Zwei Häuser zu weit gegangen. Siehst du? Und du behauptest immer, daß du vor unserm Haustor automatisch stehenbleibst."

"Du hast es genauso verpaßt wie ich."

"Ich wollte sehn, ob du automatisch stehenbleibst."

Sie kehrten um. Er öffnete das Haustor. Nachdem sie eingetreten waren, hörten sie das dunkle, drohende Dröhnen der Flugzeuge viel deutlicher als vorher. Aber es fielen keine Bomben, und die Abwehrgeschütze waren verstummt.

In dem kleinen Wohnzimmer brannte ein schwaches Kaminfeuer. Jack legte den Rock ab und ging pfeifend ins Badezimmer. Rena ging in die Küche und bereitete den Tee. In dem neben der Küche gelegenen Zimmer, das die Emigranten bewohnten, wurde ein leises Gespräch geführt. Mr. Wahle, der schweigsame Deutsche, sprach minutenlang in ernstem Ton, während Mrs. Wahle unaufhörlich Zwischenrufe machte. Dann lachte sie auf. Sie lachte aus voller Brust, es war ein helles, kindlich hemmungsloses Lachen: Hihi – hihi – hiih! Worüber lacht sie immer, warum lacht sie immer? dachte Rena. Wenn ich Mr. Wahle wäre – ich hielte dieses andauernde Gelächter nicht aus.

Niemand in der Nachbarschaft, niemand vielleicht in der ganzen Straße hat Zimmer an Emigranten vermietet, dachte Rena grollend, nur wir. Nur unser Haus. Ein Emigrantenhaus ist es geworden, ich weiß nicht, wie. Die Schuld hat natürlich Mrs. Wilson, sie hat den Anfang gemacht. Sie ist durch das Whiskysaufen nervös geworden, deshalb wollte sie nicht länger allein in ihrer Wohnung hausen, deshalb hat sie ein Zimmer vermietet. Ganz verliebt war sie zuerst in ihre sechzehnjährige Emigrantin. Ilse hin, Ilse her, den ganzen Tag hörte man nichts andres. Jetzt ist Mrs. Wilson nicht mehr so begeistert, jetzt schimpft sie jeden Tag, weil dieses unsympathische junge Mädchen nicht jeden Abend zuhause bei ihr sitzen will, aber davonjagen will sie die Emigrantin trotzdem nicht, im Gegenteil, sie klammert sich an sie, am liebsten würde sie das impertinente junge Ding mit Stricken festbinden. Nach Mrs. Wilson hat Mr. Pattinson sich entschlossen, Emigranten ein Zimmer zu vermieten. Wenn Mrs. Wilson es tut, können auch wir es tun, sagte er. Und dann kam Jack mit Mr. und Mrs. Wahle angerückt. Wenn Mrs. Wilson und Mr. Pattinson Emigranten aufnehmen, wollen wir es auch tun, ich habe zwei besonders nette Leute gefunden, ein nettes junges Ehepaar, sagte er. Und ich, wie dumm, ich war nicht dagegen; weil ich nie dagegen bin, wenn er etwas will. Und weil ich dachte, daß der Mietzuschuß uns in den Zeiten der Teuerung zugute kommen wird. Und weil Mr. und Mrs. Wahle keinen schlechten Eindruck machen. Sie sind ganz nett, ich leugne es nicht. Aber nach der Entbindung will ich sie nicht mehr in der Wohnung haben. Nicht sofort, aber in einem Monat oder in sechs Wochen müssen sie sich ein andres Zimmer suchen. Jack wird sich wehren, er hat an diesen Leuten einen Narrn gefressen. Aber diesmal muß er nachgeben. Wenn es nur ein Junge wird. Jeder Mann will einen Sohn haben. Dumm sind die Männer, viel dümmer als wir Frauen.

"Mrs. Wahle!" rief sie, "werden Sie Tee haben wollen?"

Vera Wahle kam in die Küche gelaufen und rief in ihrem kaum verständlichen, mit tschechischen Wörtern vermengten Englisch: "O Gott, ich hab wieder vergessen. Ich wollte doch Ihren Tee machen. Alles vergess ich immer, so einen Kopf hab ich. Eine furchtbare Person bin ich."

Der große rote breite Mund der hübschen schwarzhaarigen Tschechin blieb ein wenig geöffnet, nachdem sie diese Selbstankla-

ge hervorgesprudelt hatte. Gleich wird sie lachen, dachte Rena. Ich kann mir nicht vorstellen, worüber sie jetzt lachen könnte, aber sie findet immer einen Anlaß. Ich mag dieses Lachen jetzt nicht hören, es stört mich.

"Gehn Sie, ich bringe den Tee für uns alle", sagte sie.

"Aber nein", protestierte die Tschechin, "danke, Mrs. Smith, Sie wissen ja, wir trinken lieber schwarzen Kaffee. Immer schwarzen Kaffee. Ich will ihn gleich kochen."

Sie holte ihre Kaffeemaschine. Der Donner der Abwehrgeschütze setzte wieder ein. In kurzen Abständen fielen einige Bomben. Das Fenster klirrte, das Haus erbebt.

"Schrecklich, was die heute wieder treiben", sagte Vera.

"Vjeruschko!" rief Martin Wahle, der in seinem Zimmer saß, "wir essen heute wieder bei Jack, bring den Schwarzen in Jacks Zimmer!"

Er sprach deutsch. Er kannte keine andere Sprache. Rena verstand kein deutsches Wort. Aber sie erriet den Sinn. Jack hatte wieder – wie gestern und vorgestern – die Fremden eingeladen, an seinem Tisch zu essen und zu trinken, an seinem Kamin den Abend zu verbringen. "Martin", sagte er zu diesem deutschen Emigranten, nicht "Mr. Wahle". "Vjeruschko", sagte er zu dieser Tschechin, nicht "Mrs. Wahle". Und sie, diese unbekannten Flüchtlinge, sagten "Jack" zu ihm, nicht "Mr. Smith". Jack. Einfach Jack. Er selber hatte es vorgeschlagen. Sie waren seine Freunde. So war er. So schnell schloß er Freundschaft. Daß er nichts von ihnen wußte, spielte keine Rolle. Daß sie Fremde waren, hielt ihn nicht ab, sofort Freundschaft mit ihnen zu schließen. Unbedacht war er, unbedacht und leichtsinnig; nicht wie ein Siebenundzwanzigjähriger, sondern wie ein Siebzehnjähriger.

Ich werde ihn zwingen, mit mir ins Kino zu gehn, beschloß Rena.

Sie trug den Tee und die vorbereiteten kalten Speisen in das Zimmer. Der deutsche Emigrant war mittlerweile Jacks Einladung gefolgt. Er saß an dem gedeckten Tisch und hörte dem wohlgelaunten Jack zu, der die Redeweise eines bekannten Mitgliedes des Unterhauses zum besten gab. Der Deutsche war ein höflicher Mann. Er stand auf, als Rena eintrat, er grüßte höflich, er hatte gute Manieren. Eine Minute später trat die Tschechin ein, vorsichtig die Kaffeekanne tragend. Gleichzeitig ertönten die Sirenen.

"All Clear!" rief Vjerschka. "Ich bringe das All Clear!"

Alle lauschten. Der helle, beruhigende Sirenenklang, der verkündete, daß die Stadt nicht mehr von feindlichen Fliegern bedroht sei, unterbrach alle Gespräche, die in diesem Augenblick in London geführt wurden.

"Schnell hat man die Nazis vertrieben heute abend", lachte Vjerschka.

"Sie kommen sicher noch einmal, das war noch nicht der Nachtangriff", sagte Martin Wahle.

"Essen Sie mit uns", sagte Jack, "die Wurst ist nicht schlecht."

Martin lehnte dankend ab und holte aus seinem Zimmer die Pa-steten, die er nach Hause gebracht hatte.

"Wie war eigentlich die Kost in dem Internierungslager?" fragte Jack.

"Das weiß er längst nicht mehr", antwortete Vjerschka. "Er weiß nie, was er ißt und ob es ihm schmeckt."

Martin und Vjerschka wohnten seit einem Monat in diesem Hause. Vor einem Monat waren sie aus dem Internierungslager entlassen worden. Vor einem halben Jahr hatte die Polizei sie geholt und auf die Isle of Man in ein Internierungslager gebracht. Martin vermied es, von seiner Internierung zu sprechen. Vjerschka hingegen erzählte gern von den Menschen, die sie auf der Isle of Man kennengelernt hatte.

"Mr. Wahle ist erbittert", hatte gestern Rena zu Jack gesagt, "er grollt uns Engländern, weil man ihn interniert hat. Wahrscheinlich findet er es ungerecht, daß man ihn interniert hat. Ich finde es durchaus nicht ungerecht. Unter den Flüchtlingen, die aus Deutschland und dem übrigen Mitteleuropa zu uns gekommen sind, gibt es zweifellos Spione und Gestapoagenten. Es ist nicht leicht, sie herauszufinden. Deshalb ist es am besten, alle zu internieren, auch die Unschuldigen, denen nichts nachgewiesen werden kann. Ein englisches Internierungslager ist kein deutsches Konzentrationslager. Mrs. Wahle erzählt, daß sie auf der Isle of Man in einem hübschen Hotelzimmer gelebt hat. Ich bin überzeugt, daß auch Mr. Wahle ein schönes Zimmer gehabt hat. Manche Flüchtlinge scheinen aber zu glauben, daß es Englands Pflicht gewesen wäre, sie als Ehrengäste zu behandeln. Der König hätte wahrscheinlich jeden einzelnen einladen sollen."

"Was du für Ideen hast", hatte Jack geantwortet. "Ich finde, daß Martin der ruhigste und bescheidenste Mensch ist, der mir je begegnet ist. Hat er sich jemals beklagt? Ich weiß nicht, was du gegen ihn hast. Er redet nicht viel. Ist das ein Verbrechen? Du weißt ganz gut, daß man ihm nichts vorwerfen kann. Er hat ein Jahr in einem deutschen Konzentrationslager verbracht, das ist keine Kleinigkeit."

"Das weiß ich."

"Na also. Der Mann hat Anspruch auf gute Behandlung."

"Wer behandelt ihn schlecht?"

"Wenn du sagst, daß man ihn hinter Stacheldraht gefangenhalten sollte..."

"Reg dich nicht auf. Wenn mir einmal etwas zustieße – ich glaube nicht, daß du mich temperamentvoller verteidigen würdest."

Jack hatte gelacht. So hatte das gestrige Gespräch geendet.

Die vier jungen Menschen aßen stumm. Endlich brach Vjeruschka das Schweigen.

"Franta ist nicht gekommen", sagte sie. "Glaubst du, daß er heute noch kommen kann?"

Martin antwortete, daß er es für unwahrscheinlich halte.

Am Morgen war ein Telegramm des tschechischen Soldaten František Kulík angekommen, die Ankündigung, daß er heute in London eintreffen und sie besuchen werde. Von diesem Menschen hatte Vjeruschka in Prag oft gesprochen. Franta hatte vor vielen Jahren, lange vor Martins Flucht in die Tschechoslowakei, die tschechische Heimat verlassen. Er hatte in Paris als Maler gelebt. Seit geraumer Zeit hatte er nichts mehr von sich hören lassen. Vjeruschka hatte befürchtet, daß er nach dem Einbruch der Deutschen in Frankreich umgekommen oder in ein Konzentrationslager verschleppt worden sei. Da er aber heute aus einem tschechischen Militärlager in England telegraphiert hatte, war er offenbar mit heilen Gliedern davongekommen. Vjeruschka war im Bett fast bis zur Decke gesprungen, als das Telegramm gekommen war. Oft hatte sie in Prag Martin erzählt, die Erinnerung an den ersten Kuß ihres Lebens sei mit Franta verknüpft, siebzehn Jahre alt sei sie damals gewesen und Franta achtzehn, ganz verrückt sei sie damals gewesen, Franta habe sie verrückt gemacht, der verrückte Franta, der schöne Franta, keinen Mann habe sie nach seiner plötzlichen Abreise angeschaut –

bis zu dem Augenblick, der das ganze frühere Leben ausgelöscht habe: Martins Auftauchen in dem Hause ihrer Eltern auf der Suche nach einem möblierten Zimmer.

Das alles hatte sie ihm hundertmal erzählt, nachdem sie seine Geliebte geworden war und nachdem sie geheiratet hatten. Auch Vjeruschkas Eltern hatten oft den Maler erwähnt, der jeden Tag ihr Haus besucht hatte und eines Tages plötzlich nach Paris durchgebrannt war, um ein großer Künstler zu werden. War er ein großer Künstler geworden? Seit vielen Jahren hatte er keinen Brief mehr geschickt. "Er ist ein gemeiner Kerl, nicht einmal eine Ansichtskarte schickt er mir", hatte Vjeruschka öfter gesagt. Nach der Flucht in das fremde Land hatte sie selten von ihm gesprochen. Aber heute, nach dem Empfang des Telegramms, hatte sie geschrien vor Freude. Tagsüber hatte sie allerdings wieder vergessen, daß Franta kommen sollte. Glückliche Vjeruschka! Martin beneidete sie um ihre Fähigkeit, einen frohen Augenblick in vollen Zügen auszukosten und einen Schmerz, ein Ungemach, ein peinliches Gefühl blitzschnell beiseitezuschieben, restlos abgelenkt von unwichtigen Dingen, von einem Kuchen, von einem Walzertakt, von dem Ruf eines Vogels.

Während der schwerblütige Deutsche diese Betrachtungen anstellte, begannen abermals die warnenden Sirenen zu heulen. "Sie sind wieder da", sagte Vjeruschka. "Jetzt bleiben sie schon bis zum Morgen, der Nachtangriff beginnt", sagte Martin und hob den Kopf, um dem Dröhnen der die Straße überfliegenden deutschen Bomber zu lauschen, dem mühsamen Motorengekeuch, das bedrohlich nah und deutlich vernehmbar wurde.

"Ich möchte ins Kino", sagte Rena, Jacks große, mächtig auf dem Tisch ruhende Hand berührend, "wollen wir gehn?" Jack war einverstanden und zog die Abendzeitung aus der Tasche, um nachzusehen, welchen Film sie sehen sollten. Das Dröhnen der Flugzeuge wurde schwächer, sie schienen sich zu entfernen, aber einige Minuten später setzte ein ohrenbetäubender Lärm ein, die Abwehrgeschütze schienen in der nächsten Nähe zu donnern. Die ersten Bomben fielen, sie donnerten in einem nicht ganz nahen Stadtteil nieder, das Haus erbebt nicht, die Fensterscheiben zitterten ganz leise.

"Komm", sagte Jack, "nimm den warmen Mantel, es wird eine kalte Nacht sein."

An der Tür ertönte ein heftiges Pochen. "Mrs. Wilson wahrscheinlich", sagte Jack, "sie hat wieder Angst." Er öffnete und sagte: "Kommen Sie rein, Mrs. Wilson, wie gehts? Haben Sie wieder Angst? Das sind nur die Abwehrgeschütze, die tun Ihnen nichts."

Die korpulente zweiundsechzigjährige Frau trat ein. Ihr breites rundes Gesicht war stark gerötet, ihrem kleinen blassen Mund entströmte ein penetranter Alkoholgeruch. "Sie läßt mich wieder allein", klagte sie, "ist sie nicht ein schreckliches Ding, diese schreckliche Ilse? Wie eine Mutter bin ich um sie besorgt, sie aber läßt mich allein sitzen in meiner Wohnung den ganzen Abend. Fürchterlich war das jetzt. Schon seit dem Nachmittag. Das Haus hat gebebt, als ob es einstürzen wollte, die Erde hat geschwankt, auf und nieder, auf und nieder, wie bei einem Erdbeben."

Die Zuhörenden lächelten einander zu. "Hat der Whisky geschmeckt?" fragte Jack, übermütig Martin und Vjeruschka zuzwinkernd.

"Ich habe nichts getrunken, warum fragen Sie?" sagte Mrs. Wilson.

"Weil die Erde geschwankt hat, auf und nieder, auf und nieder, wie bei einem Erdbeben", lachte Jack.

Mrs. Wilson achtete nicht auf das Gelächter; wahrscheinlich hörte sie es nicht. Sie hörte die Bomben, die Abwehrgeschütze, die Flugzeuge, sie hörte jedes Geräusch vertausendfacht, unfest stand sie auf ihren schweren, kurzen, ohnmächtig einen Halt suchenden Beinen, mühsam unterdrückte sie ein Zittern, das ihren schweren, alten, ohnmächtig einen Halt suchenden Körper durchfuhr. Sie fühlte, was niemand fühlte, sie sah, was niemand sah, die Erde schwankte, ja, noch immer schwankte die Erde, auf und nieder, auf und nieder, wie bei einem Erdbeben. Was sollte sie beginnen, wie diesem Erdbeben entrinnen, diesem entsetzlichen Schwanken des Erdbodens, diesem nie aufhörenden Klirren der Fensterscheiben? Der Tod klopft ans Fenster, dachte sie, er klopft mit seinen dünnen Fingern an die Fensterscheibe. Diese Leute sind dumm, sie wissen nicht, was das Klopfen bedeutet.

Die mühsam das Zittern ihres Körpers meisternde Frau wußte, daß diese dummen Leute sie verlachten. Trotzdem suchte sie bei ihnen Zuflucht. Nach den ersten Luftangriffen waren sie vernünftiger gewesen. Damals liefen alle Hausbewohner ohne Ausnahme in die

öffentlichen Luftschutzkeller, zweimal waren Bomben in unmittelbarer Nähe des Hauses geplatzt, drei Häuser hatten die Bomben wegrasiert, zwei benachbarte Häuser hatten gebrannt, aber das Feuer war rasch gelöscht worden. Damals hatte Mr. Smith, der jetzt lachte, aus Leibeskräften gebrüllt: "In den Luftschutzkeller! Mrs. Wilson, schnell, kommen Sie, verdammt nochmal, schnell, verdammt nochmal, sonst erwischt uns noch eine Bombe!" Jeden Abend hatte er alle Hausbewohner genötigt, das Haus zu verlassen und den öffentlichen Luftschutzkeller aufzusuchen, der achthundert Yard entfernt war, unbeschreiblich fürchterliche achthundert Yard. Und einmal, im Oktober, am 19. Oktober, um zwei Uhr nachts, nie würde sie diesen Augenblick vergessen, und wenn sie hundert Jahre alt würde, am 19. Oktober um zwei Uhr morgens hatte eine Bombe den öffentlichen Luftschutzkeller getroffen, links und rechts hatte es Tote und Verwundete gegeben, aber den Bewohnern des Hauses Nr. 34 war nichts geschehen, wie durch ein Wunder waren sie alle heil geblieben, sie selber, die in einem schweren Whiskyrausch das Pfeifen der heranahenden Bomber und den ungeheuren Donnerschlag überlebende Mrs. Wilson, und der brutal jede Ängstlichkeit verlachende Mr. Smith und seine hochschwängere Frau und das Ehepaar Pattinson und die sogar im Luftschutzkeller mit allen Männern kokettierende Ilse und das Emigrantenehepaar Wahle und der alte jüdische Emigrant, der bei Pattinsons wohnte, samt seiner nervösen Tochter, sie alle waren unverletzt geblieben. Aber seit dieser Schreckensnacht ging Mr. Smith nicht mehr in den öffentlichen Luftschutzkeller. Er sagte: "Von jetzt an bin ich Fatalist. Ein Fatalist braucht keinen Luftschutzkeller." Auch in die Untergrundbahn ging er nicht, wo man vor jeder Gefahr gefeit war, dieser Unmensch, skrupellos setzte er seine hochschwängere Frau den Bomben aus; und da er jede Nacht zuhause blieb, entschlossen sich auch alle andern Hausbewohner, jede Nacht zuhause zu bleiben, diese Affen, diese dummen, verständnislosen Menschen, die es lächerlich fanden, wenn eine hilflose alte Frau ein Gläschen Whisky trank oder zwei, um sich zu betäuben.

Es donnerte, es dröhnte. Die trunkene Frau setzte sich und schloß die Augen. Sie überlegte, ob sie in den Keller dieses Schreckenshauses hinabsteigen solle. In dem geräumigen Keller gab es Betten und Matratzen, man konnte dort schlafen. Mr. Smith hatte die Betten

hinuntergeschleppt, aber er behauptete, der Keller sei gefährlicher als jedes Zimmer, denn wenn das Haus einstürze, werde man unten von den einstürzenden Mauern erschlagen, von dem einbrechenden Schutt verschüttet, man könne in dem Keller erstickten, verbrennen oder verhungern. Trotzdem war Mr. Smith viermal, in den schlimmsten Nächten der letzten Wochen, mit seiner Frau in den Keller gegangen, und alle andern Hausbewohner waren seinem Beispiel gefolgt. Der Keller bot einen großen Vorteil: man war dort nicht allein, nicht auf die Gnade der vergnügungssüchtigen Ilse angewiesen, die sich immer seltener bereiterklärte, abends zuhause zu bleiben. In dem Keller war das ganze Haus versammelt, wenn die Bomben die Straße und das Haus bedrohten. Aber in der Regel erklärte Mr. Smith, das Haus sei nicht bedroht. Heute zum Beispiel machte er keine Anstalten, in den Keller zu gehen. Mrs. Wilson wagte nicht, es vorzuschlagen, denn niemand schien die Bomben zu hören, nur sie hörte den Donner, nur sie hörte die Einschläge und das Pfeifen und Dröhnen der Flugzeuge, nur sie hielt es für geboten, in den Keller zu flüchten. Aber allein, mutterseelenallein in den Keller – nein, das wäre die Hölle. Mrs. Wilson wußte, daß sie wahnsinnig würde, wenn sie mutterseelenallein die Nacht in dem Keller verbringen müßte.

Ein Pochen an der Tür unterbrach ihren Gedankengang. Jemand kommt, dachte Mrs. Wilson, es ist gut, daß noch jemand kommt; je mehr Menschen kommen, desto weniger fürchte ich mich. Jack öffnete. Mr. Adler stand vor der Tür, der jüdische Professor aus Österreich, der mit seiner nervösen Tochter bei Mr. Pattinson wohnte. Der schüchterne alte Emigrant grüßte verlegen. Er war bleich und erregt. Der noch nicht völlig ergraute Bart, der die blassen Wangen und das Kinn bedeckte, schien zu zittern. Die schmalen blutleeren Hände des Gelehrten zitterten. "Ich muß Sie stören", sagte er in seinem komischen, grammatikalisch korrekten, aber wegen der schlechten Aussprache schwer verständlichen Englisch, "verzeihn Sie, Mr. Smith, verzeihn Sie alle, daß ich Sie störe, ich weiß aber nicht, was ich tun soll."

"Wir gehn ins Kino, aber treten Sie trotzdem ein, bitte", sagte Jack.

"Meine Tochter", stammelte der Professor, noch immer vor der Tür stehend, "meine Tochter..."

"Was ist mit Ruth los?" fragte Vjerschka aufstehend und ging auf den Professor zu.

Der graubärtige Emigrant trat ein, setzte sich und fragte Mr. Smith, der bereits ungeduldig die Taschenlampe anknipste: "Glauben Sie an Gott?"

"Ich eile ins Kino!" rief Mr. Smith. "Was ist Ihrer Tochter passiert? Schnell, wir haben keine Zeit!"

"Meine Tochter behauptet..." sagte leise und schamhaft der Professor, "meine Tochter... will... eine übernatürliche Botschaft empfangen haben. Eine Stimme hat ihr gesagt, daß wir in dieser Nacht sterben werden."

"Wir alle?" fragte Mr. Smith und zündete eine Zigarette an.

"Das weiß ich nicht. Sie behauptet, sie werde heute nacht von einer Bombe erschlagen werden. Und ich ebenso."

"Ihre Tochter ist verrückt", sagte Mr. Smith. "Sie sollten ihr nicht erlauben, solchen Unsinn zu reden. Gute Nacht."

Er ging mit Rena, er lachte im Gehen, lachend schlug er die Haustüre zu.

"Kommen Sie mit Ruth zu uns, Herr Professor", sagte Martin. "Sie wird in unsrer Gesellschaft ruhiger sein."

"Wenn Sie wollen, gehn wir alle in die Untergrundbahn", schlug Vjerschka vor.

Professor Adler lauschte. Er sagte: "Ich höre nichts. Weit und breit ist kein Flieger zu hören. Ich glaube nicht, daß wir das Haus verlassen müssen. – Wahrscheinlich hat sie geträumt. Ich hoffe, daß es nur ein Traum war."

"Wir freuen uns jedenfalls, wenn Sie mit ihr zu uns kommen", sagte Martin.

Professor Adler ging.

"Diesen Traum hatte ich schon zehnmal", sagte Mrs. Wilson. "Ich träume fortwährend, daß ich von einer Bombe erschlagen werde."

"Ich glaube nicht an Träume," sagte Vjerschka.

"Ich auch nicht", sagte Mrs. Wilson. "Ich meine aber trotzdem, daß wir heute nacht in die Untergrund gehn müssen."

"Wir bringen Sie hin, falls es schlimm wird", sagte Martin. "Einstweilen ist die Nacht ruhig. Vielleicht bleibt sie ruhig. Ich schlafe am besten in meinem Bett."

"Kommen Sie in unser Zimmer", sagte Vjerschka, "es ist erst sieben Uhr. Wir wollen den Abend gemütlich zusammen verbringen. Holen Sie Ihr Strickzeug."

Mrs. Wilson ging ihr Strickzeug holen. Es lag im ersten Stock in ihrem Schlafzimmer. Sie ging zögernd, ungern begab sie sich in das erste Stockwerk, denn oben war man den Bomben näher, oben hörte man die Flieger deutlicher als unten, oben war nur noch die Zimmerdecke und das Dach und darüber der schrecklich dröhnende wahnsinnige Gesang der Motoren, der schrecklich dröhnende wahnsinnige Gesang der Mörder. Wie eine Diebin schlich Mrs. Wilson in ihr Schlafzimmer, stürzte auf das Strickzeug los, packte es und lief keuchend hinunter zu Martin und Vjerschka.

Das kleine Zimmer des jungen Emigrantenpaares war warm, ein Lehnstuhl stand bereit. Mrs. Wilson setzte sich und begann zu stricken. Ihr rundes rotes Gesicht sah jetzt friedlich aus. Ihr Rausch trat in ein angenehmeres Stadium ein. Sie hörte keine Geräusche mehr, sie wurde schläfrig. Die Stricknadeln bewegten sich von Minute zu Minute langsamer. Sie schlief ein.

Es war halb acht. Martin legte das Manuskript des geschichtsphilosophischen Werks, das er vor seiner Internierung zu schreiben begonnen hatte, auf den Tisch und begann zu arbeiten. Vjerschka, die sich an den schweigsamen Mann geschmiegt hatte, ging zum Kamin und setzte sich auf den zerschlissenen Teppich. Sie träumte mit offenen Augen von Prag. Wenn ich jetzt nach Prag könnte, träumte sie, lief ich vom Wilsonbahnhof nach Hause zu den Eltern.

Eine Stunde lang sah ich mir das liebe Gesicht der Mutter an. Eine Stunde lang sah ich mir das liebe Gesicht des Vaters an. Dann lief ich zur Karlsbrücke. Eine Stunde lang sah ich mir das liebe Fließen der Moldau an. Dann ging ich auf die Kampa-Insel, wie lieb ich dort jedes Haus, jedem Haus würde ich zuwinken, jedem Haus würde ich rufen: Ich bin wieder da, ich, eure Vjerschka. Dann ging ich auf den Wenzelsplatz, dort träfe ich sicher viele Bekannte, die ganze Nacht lief ich in der Stadt herum, ich ging nicht schlafen, ich konnte mich nicht sattsehn, in jedem Haus wär mein Zuhause, und jeder tschechische Mann in der ganzen Stadt wär mein Bruder, und jede tschechische Frau in der ganzen Stadt wär meine Schwester.

Plötzlich erinnerte sie sich: Nur einmal war sie nach dem Einzug der deutschen Truppen durch das nächtliche Prag gegangen. Keinen Bekannten hatte sie getroffen, in allen Straßen hatte sie die SS und die SA gesehen, die schwarzen Uniformen, die braunen Uniformen. Ein altes Mütterchen in der Krakovská hatte ihr zugeflüstert: "Geh nach Haus, Mädelchen, die Gestapo geht um."

"Wirst du noch lang arbeiten?" fragte Vjeruschka, den schreibenden Mann aufstörend.

"Nein."

"Glaubst du, daß Franta heut noch kommen kann?"

"Ich weiß nicht."

"Glaubst du, daß die Nacht sehr finster ist?"

"Ja."

Er legte die Feder weg. Er sagte: "Es wird nichts. Ich kann nicht arbeiten."

"Ich hab dich wieder gestört", sagte Vjeruschka. "Ich kann nicht den Mund halten."

Sie lachte, verstummte aber gleich, als sie den ernsten Ausdruck seiner grauen Augen sah.

"Setz dich zu mir", sagte sie. "Du wirst noch genug arbeiten. Du bist jung, du versäumst nichts."

Er lächelte und setzte sich zu ihr auf den Teppich.

"Ist es nicht schön, daß wir jung sind?" sagte Vjeruschka.

Eine Bombe fiel, es mochte in geringer Entfernung gewesen sein, das Haus erbebt, die Fensterscheiben klirrten. Mrs. Wilson hatte den Donner des Einschlags nicht gehört, sie schlief weiter.

"Fürchte dich nicht", sagte Martin und nahm die junge Frau, die zusammengefahren war, in die Arme.

"Ich fürchte mich gern, wenn du mich hältst", sagte Vjeruschka.

II.

Ein Grashalm im Steingeröll eines hohen Gebirges, das kein Wachstum mehr dulden will, schmiegt sich an einen Stein, wenn der Abendwind weht, wenn der Nachtsturm braust. So schmiegte sich in der ungeheuren Stadt, in dem fremden Lande, dessen Sprache sie kaum verstanden, Vjeruschka an ihren schweisgsamen Mann, der keinen Umgang suchte und selbst vor ihr, der sehr Geliebten, seine Gedanken geheimhielt. Sie waren wie die meisten politischen Emigranten über Polen nach England geflüchtet, hatten viele Wochen in Kattowitz auf das englische Visum gewartet und blickten auf den noch nicht lange, eineinhalb Jahre zurückliegenden Abschied von Prag wie auf ein unglaubliches Ereignis zurück, das jede Wirklichkeit verloren hat.

In diesen eineinhalb Jahren hatten sie oft die Wohnung gewechselt. Martin hing nicht an einem Raum oder an einem Gegenstand, ein unbequemes Bett war ihm kaum weniger recht als ein bequemes, ein schlechtes Bild an der Wand störte ihn nicht, er bemerkte es kaum. Wenn sich an der Wand über seinem Bett ein schönes Bild, ein zauberhaftes Meisterwerk befunden hätte – es wäre ihm nicht aufgefallen, er hätte es kaum bemerkt. Wenn es Wanzen in seinem Bett und Ratten vor seiner Tür gegeben hätte – er wäre klaglos schweigend über dieses Mißgeschick hinweggegangen. Denn Haus und Bett und Bequemlichkeit waren unwichtig, selbst die Sorgen und Nöte, die ihm die Emigration aufgebürdet hatte, betrachtete er als Lappalien. Er wollte seine Spannkraft nicht töricht an Lappalien verschwenden, da es nötig war, unablässig an die großen Dinge zu denken, von denen die Zukunft der Welt und der Menschheit abhing.

Was waren aber die großen Dinge? Er sagte es Vjeruschka nicht, es fiel ihm nicht ein, sie zu unterrichten. Er erzählte ihr von dem erhöhten Lebensgefühl, das ihn, den ehemaligen Theologen, erfüllte, seit er wußte, wozu er lebte und wofür er zu kämpfen hatte. Gewöhnlich sprach er aber nicht von den großen Dingen, die ihn beschäftigten. Vjeruschka nahm es ihm nicht übel. Einer ihrer geliebten Toilettegegenstände, ein Spaziergang, ein erträumtes Menü, der Geschmack eines Apfels: das war es, was er, der Schweigsame, stundenlang mit ihr besprach. Sie entzückte sich an vielen Dingen,

die der Rede nicht wert waren, und er liebte es, ihr Entzücken zu sehen. Ihr großer roter breiter Mund öffnete sich weit, wenn sie lachte, und sie lachte viel, sie lachte immer, wenn ihr etwas gefiel oder wenn sie sich auf etwas freute. Sie lachte wie ein glückliches Kind. Sie hatte wie viele Tschechinnen die deutsche Sprache nicht erlernt, erst in den letzten Jahren hatte sie deutsch zu sprechen begonnen, weil ihr Martin keine andere Sprache kannte. Sie wechselte die Artikel und lachte über jeden Fehler, den man ihr erklärte. Martin machte sie aber nur selten auf einen Fehler aufmerksam. Er rief sie "Vjerschka", wie man Vera in Prag gerufen hatte. Wer seine spärlichen, anspruchsvollen Aufsätze über die jüngste Geschichtsphilosophie kannte, fand es wunderlich, daß er dieses ungebildete Mädchen, die Tochter eines tschechischen Kleinbürgers, geheiratet hatte. Ebenso mißbilligten Veras Verwandte diese Eheschließung; Vjerschka hätte es nicht nötig gehabt, einen bettelarmen deutschen Emigranten zu heiraten, sagten sie. Wer oder was war dieser Herr Wahle? Ein Schriftsteller, der noch nie ein Buch geschrieben hatte. Vor der Eheschließung hatte Vjerschka ihren Freundinnen erzählt, sie heirate einen Philosophen. "Ist das ein Beruf?" hatten sie gefragt. Lachend hatte sie es ihm erzählt. "Du darfst nie den Leuten erzählen, daß ich ein Philosoph bin, denn das ist lächerlich", hatte er ihr streng aufgetragen.

Einst, vor undenklichen Zeiten, denen er wie einem Traum aus Kindheitstagen nachsann, vor neun Jahren, hatte er geglaubt, die Wollust des Denkens sei der edelste und wunderbarste Zweck des Lebens. Damals hatte der zwanzigjährige Student einen schweren Kampf mit seinem Vater, dem Pastor Emanuel Wahle, bestanden, der gewünscht hatte, sein Sohn solle Pastor werden. Die Abkehr vom Studium der Theologie hatte den jungen Menschen tief beglückt, aber schon nach einigen Monaten hatte er sich an der philosophischen Fakultät nicht weniger unglücklich als an der theologischen gefühlt. Infolge des unaufhaltsamen Vordringens der nationalsozialistischen Partei war die Universität ein politischer Kampfplatz geworden, und wie jeder junge Deutsche mußte auch Martin Wahle entscheiden, wohin er gehöre. Die Sturheit und Brutalität der nationalsozialistischen Studentenschaft erfüllte ihn mit Abscheu, die Schamlosigkeit, mit der viele Professoren der siegreichen Partei zuliebe die Erkenntnisse eines langen Gelehrtenlebens verleugneten,